

# Im "Anker" zu Grämigen bei Lütisburg

Autor(en): **Widmer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg**

Band (Jahr): **18 (1991)**

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-883580>

## **Nutzungsbedingungen**

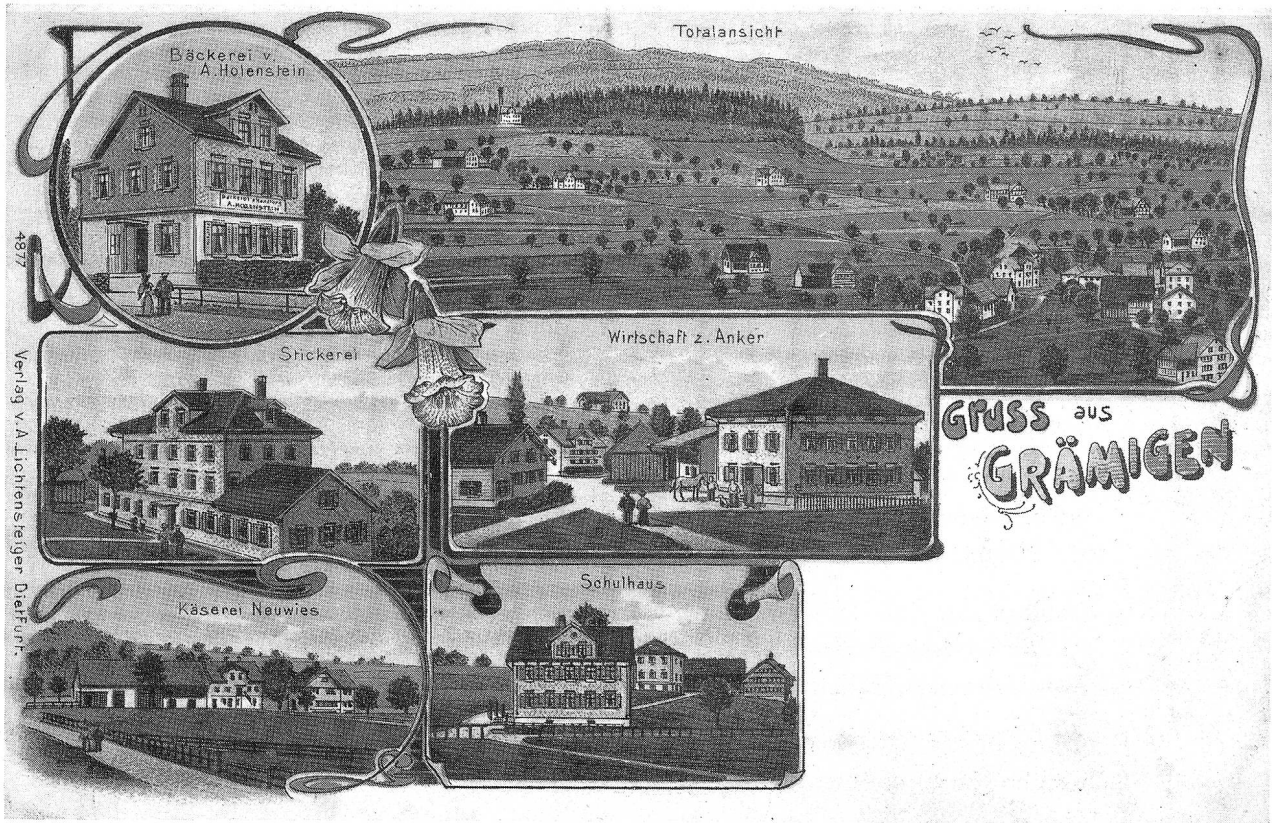
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bäckerei v. A. Holenstein

Totalansicht

Stickerel

Wirtschaft z. Anker

Käserei Neuwies

Schulhaus

GRUSS aus  
GRÄMIGEN

# Im «Anker» zu Grämigen bei Lütisburg

Dr. Paul Widmer, Bern, früher Grämigen

«Wo wollen wir uns hinsetzen?», fragte Dr. Alois Rutz. «In die Ecke, unter der Jasstafel», schlug Bruno Hagmann vor. Auf dem glänzend gebohnerten Holzboden mit Fischgratmustern schritt er auf den äusseren der beiden länglichen Tische zu, schob sich zwischen Bank und Tisch, und setzte sich um die Ecke herum. Ich nahm ebenfalls auf der Bank Platz, am oberen Tischende, während Dr. Rutz sich auf einen leichten Biedermeierstuhl von der Art setzte, wie sie in den ländlichen Gaststätten hierzulande bis vor kurzem üblich waren.

In der Wirtschaft war niemand ausser uns. Auf dem mit einem Tuch bedeckten Schiefertisch sass eine Katze auf einem kleinen Zeitungstapel. «Was trinken wir?», erkundigte ich mich. «Wir nehmen doch einen halben Hallauer wie immer», erwiderte Bruno. «Ja natürlich», bekräftigte Dr. Rutz. Unterdessen war meine Mutter durch die Küchentüre hereingekommen. Sie begrüßte Dr. Rutz und Bruno und nahm die Bestellung entgegen. «Nun sagt, was läuft in der Monatsgesellschaft?», wollte ich von Dr. Rutz und Bruno wissen, die dem Vorstand angehörten. Ich war bis vor zwei Jahren, als ich aus der Gemeinde weggezogen war, der Aktuar gewesen. «An der nächsten Sitzung wird Gemeindeammann Willi Stadler über den neuen Zonenplan von Bütschwil berichten. Und an der Hauptversammlung im Dezember», sagte Dr. Rutz «wird alt Lehrer Johann Hollenstein einen Vortrag über Bäuerliches aus der Geschichte von Bütschwil halten. Du weisst ja, er arbeitet für das 1200jährige Jubiläum der Gemeinde im Jahr 1979 an einer Gemeindegeschichte». – «Interessant», unterbrach ich. «Ich schätzte immer diesen Lehrer. Wenn er zwischen den Weilern herumspaziert, mit allen leutselig umgeht und in den Wirtschaften seinen Zweier trinkt, verkörpert er eine kultivierte ländliche Persönlichkeit des 19. Jahrhunderts. Sein Rayon reicht so weit, wie ihn die Füsse ohne besondere Anstrengung tragen. Aus seiner gesprächigen Geselligkeit am Wirtschaftstisch spürt man die Befriedigung heraus, sich

auf eine kleine Heimat beschränkt zu haben, dafür diese intim, mit allen ihren historischen Wurzeln, zu kennen». – «Ja, darin ist er einzigartig», pflichtete Bruno bei. «Eigentlich versuchen wir in der Monatsgesellschaft etwas Ähnliches. Im geselligen Zusammensein, in lockerer Entspannung wollen wir dem Leben in unserer Gemeinde einen Sinn geben, der hauptsächlich aus unseren eigenen Quellen schöpft. Wenn die Leute am ersten Dezembersonntag im «Hirschen» vom Lehrer Hollenstein hören, dass das untere Toggenburg bis ins frühe 19. Jahrhundert stark von Äckern durchzogen war, dann ist das etwas anderes, als wenn sie etwas über die Landwirtschaft im Emmental erfahren. Das letztere würde zwar die Kenntnisse erweitern, aber die Schilderungen dessen, was im eigenen Dorf geschah, berühren jeden unmittelbar. Sie stärken die Identität jener, die hier verwurzelt sind.»

Meine Mutter kam mit dem Halben Hallauer, schenkte ein und wünschte «Zum Wohl». Dr. Rutz äusserte voller Befriedigung, es sei immer wieder schön, sich in diesem Kreis zu treffen. Dann stiessen wir an und tranken auf unser Wohl.

«Heute geht es der Monatsgesellschaft recht gut», begann Bruno. «Sie hat den Wechsel der Zeiten überstanden. Man besinnt sich wieder auf regionale Werte. In diesem milderen Klima kann sie sich besser entfalten als in den fünfziger- und sechziger Jahren, die sich ganz der Modernität und dem Wachstum verschrieben hatten. Als ich zur Schule ging, galt die Monatsgesellschaft als ein altmodischer Zopf. Fast alle Sonntags-, Montags- oder Lesegesellschaften sind eingegangen. Es ist erstaunlich, dass unserer Monatsgesellschaft nicht ein solches Schicksal widerfahren ist. Meiner Meinung nach gibt es einen klaren Grund. Der bist du, Alois. Sag' mal, wie war es, als du den Verein durch die Durststrecke der fortschrittsbetonten Jahre seuchen musstest?»

«Du meine Güte!», stiess Dr. Rutz hervor und nahm noch einen Schluck. «Wie oft kehrte

ich am späten Sonntagabend nach einer Versammlung mutlos nach Hause, wenn wir wieder bloss zu fünf zusammengesessen waren. Jahrelang kam fast niemand an die Sitzungen. Doch dann sagte ich mir: Es ist viel leichter, einen Verein zu gründen, als ihn am Leben zu erhalten. Und so berief ich wieder, ohne mich um den Erfolg zu kümmern, die nächste Versammlung ein. Letztlich war ich eben immer überzeugt, dass eine Gesellschaft wie die unsrige für das Leben der Gemeinde wertvoll ist. Deshalb habe ich, obschon ich gelegentlich entmutigt war, nie aufgegeben. Schaut, früher gab es auf dem Land wenig zur bildenden Unterhaltung. Heute ist es anders. Aber es scheint, als ob das Bedürfnis, im kleinen Kreis zu erörtern, was man in der eigenen Umgebung erfahren kann, mit der allgemeinen Informationsfülle eher wächst als schwindet. Wer an unseren freien Aussprachen teilnimmt, der wirkt an einem echten Gespräch mit. Das ist etwas anderes, als vor dem Bildschirm sitzen und sich aushecken, was man gesagt hätte, falls man selbst an der Diskussionsrunde teilgenommen hätte».

«So ist es», unterstrich Bruno. «Aber manchmal braucht man Zeit, um es zu merken. Mein Interesse am Toggenburg und an der Monatsgesellschaft erwachte erst, als ich ein halbes Jahr in Mexiko auf Montage arbeitete. Wenn du allabendlich in einem Hotel dem internationalen Getriebe zuschaust, sehnst du dich mitunter nach etwas, das mehr auf dich selbst zugeschnitten ist, etwas, das dein eigenes Herkommen erklärt. Als ich nach einigen weiteren Auslandjahren in die Schweiz zurückkehrte und mich mit meiner Familie im heimatlichen Bütschwil niederliess, hatte ich bereits vor der Landung in Kloten den Entschluss gefasst, mich der Monatsgesellschaft anzuschliessen».

In diesem Augenblick drückte jemand die Türfalle wuchtig nieder. Die Tür sprang mit jenem Drall auf, mit dem geübte Wirtshausbesucher der versammelten Tischrunde ankündigen, dass sie sich in ihrem eigenen Revier befinden. Edwin Schönenberger, ein Chauffeur aus dem Haus nebenan, stürmte mit Norbert Germann, einem Bauern aus Grämigen, herein. «Rasch ein Bier her», rief Nörbi, bevor er sich auf einen Stuhl am mittleren Tisch setzte. Nörbi und Edwin begrüßten uns. Nörbi hob seine wuchtige rechte Hand leicht verlegen bis zum Kopf, zwickte sich am Ohr und erkundigte sich leicht spötelnd: «Monatsgesellschaft? Ja, hm, gibt es wieder etwas Gescheites zu reden?», und indem er mit der rechten Achsel zuckte, meinte er zu Edwin mit befreiender Handgeste, nämlich wie vom Tisch wischend: «Das ist nichts für mich. Das ist etwas für die besseren Herren». Edwin ergänzte amüsiert: «Für mich auch nicht. Aber manchmal besprechen sie doch interessante Sachen. Ich lese hin und

wieder die Versammlungsberichte in der hiesigen Zeitung». – «Ja natürlich», erwiderte Nörbi ungestüm und ohne Überzeugung. «Machen wir rasch einen Handjass!», forderte er. Und mit spielerischer Hetze doppelte er nach: «Aber es muss schon ganz rasch gehen. Bis zum Füttern habe ich gar nicht viel Zeit. Ich bin ohnehin schon spät dran». Dann verlangte er ein Jasskartenspiel.

«Habt ihr auch gehört», wandte sich Nörbi an uns, «dass heute nachmittag der alte Strassmann im Langaufeld beim Apfelpflücken vom Baum fiel und nach Wattwil ins Spital eingeliefert werden musste» – «Was, der alte Strassmann», wiederholte Dr. Rutz verdutzt. «Gelt du, Erwin», bekräftigte Nörbi, «ich war eben beim Scherrer im Lüttschwil, als der junge Bernet aus der Hinteren Bitzi vorbeikam und den Unfall meldete. Es sehe gar nicht schön aus, ein Beinbruch, die Achsel verrenkt und wohl auch innere Verletzungen». – «Im Alter ist man einfach nicht sicher auf den Bäumen», sagte Dr. Rutz. «Es gibt doch jedes Jahr immer wieder Unfälle». – «Ja, ich turne auch nicht mehr gern auf diesen Bäumen herum», gestand Nörbi, indem er sich mit der Hand durchs Haar fuhr. «Aber jemand muss ja das Obst herunterschütteln».

Meine Mutter hatte unterdessen die Jasskarten gebracht und das Bier eingeschenkt. Nörbi hob das Glas und prostete Edwin zu. «Schauen wir, wer das Spiel gibt. Heb' die Karten ab!», forderte Nörbi Edwin auf. «Es muss ganz rasch gehen», ermahnte er seinen Partner nochmals.

Das Gespräch beschränkte sich wieder auf unsere Ecke. «Du, Alois, erzähle mal, wie es mit der Lesegesellschaft von Alt- und Untertoggenburg war. Du bist ja» bemerkte ich, «zusammen mit Lehrer Hollenstein der letzte, der noch dieser Gesellschaft angehörte». Dr. Rutz spielte mit einem Bierdeckel. Während ich den zweiten Hallauer einschenkte, begann er: «Das war so: Die Lesegesellschaft wurde formell nie aufgehoben. Aber sie erlosch in den dreissiger Jahren. Der gesamte Besitz an Büchern, Protokollen und Statuten ging an die Monatsgesellschaft über. Bei mir zu Hause auf dem Estrich bewahre ich den verbliebenen Bestand auf». – «Zu meinem grossen Erstaunen», unterbrach ich, «fand ich tatsächlich auf der Subskribentenliste in der Werkausgabe des Historikers Johannes von Müller von 1810 die Lesegesellschaft des Untertoggenburgs aufgeführt». «Sie haben viele Werke angeschafft, auch wenn das meiste mittlerweile nicht mehr vorhanden ist», sagte Dr. Rutz. «Wir haben mehrere Gesellschaftsinventare. Wenn sich ein Student die Mühe nähme, die Sitzungsprotokolle, Mitgliederverzeichnisse, Bücherkataloge und Statuten zu studieren, könnte er ein Stück Bildungsgeschichte darüber schreiben, was die ländliche Oberschicht des 19. Jahrhunderts in einer ausgesprochen katho-

lischen Gegend las. Dass ein Bezirk, der kein städtisches Zentrum, nicht einmal einen Marktflecken hat, so dokumentiert ist, dürfte ein einmaliger Glücksfall sein.

«Wisst ihr, wo sich die Mitglieder versammelten? Im «Hirschen» im Neugonzenbach. Diese Wirtschaft an der Landstrasse, fernab von jedem Dorf, lag für die Mitglieder aus Kirchberg, Bazenheid, Jonschwil, Mosnang und Bütschwil ungefähr in der Wegmitte. Die Bibliothek hingegen war im Schulhaus von Lütisburg untergebracht. Ursprünglich hatte man sich im «Hirschen» im Altgonzenbach, dem stattlichen Gebäude mit dem barocken Mansarddach, also im heutigen Hauptgebäude des Kinderdörfli «St.Iddaheim», getroffen. Im Jahre 1809, als die Lesegesellschaft gegründet wurde, hatte es den Neugonzenbach noch nicht gegeben. Die neue Strasse wurde erst Anfang der dreissiger Jahre des letzten Jahrhunderts gebaut». Dr. Rutz, vom Wein angeregt und noch gesprächiger als üblich, fand an seinem Thema Gefallen. Er fuhr fort: «Vorher mussten die Fuhrleute aus dem Altgonzenbach Pferde vorspannen, damit die Gefährte die äusserst steile Wegstrecke von der Guggenloch-Mühle zum «Hirschen» hochkamen. Meistens kehrten die Fuhrleute im «Hirschen» ein, wo stets reger Betrieb herrschte. Damals gab es auch den Bezirk Altoggenburg noch nicht. Erst mit der neuen Verfassung von 1831 wurde das Amt Untertoggenburg in zwei Bezirke aufgeteilt. Deshalb nannte sich die Lesegesellschaft später «von Alt- und Untertoggenburg», auch wenn fast alle Mitglieder aus den vier Altoggenburger Gemeinden stammten».

Bruno strich sich mit Daumen und Zeigefinger über seinen Kaiserbart, ein untrügliches Zeichen, dass er etwas sagen wollte. «Wer waren denn die Mitglieder dieser Gesellschaft?» fragte er. «Die Gründung regten liberal eingestellte Pfarrherren an. Ärzte, Offiziere, Bezirksammänner, Lehrer, Ladenbesitzer und Kantonsräte finden sich im Verzeichnis. Mit der Zeit scheint sich der Einfluss der Geistlichkeit stärker durchgesetzt zu haben. Jedenfalls wurden in den späteren Jahren überwiegend Bücher mit religiösem oder erbaulichem Charakter angeschafft». – «Aber vielleicht», unterbrach Bruno, «hat dies weniger mit den Geistlichen zu tun als mit dem liberal-konservativen Parteigehader, das seit den Umgestaltungen von 1830/31 alle Fasern des politischen Lebens im Kanton St.Gallen durchzog und in kulturkämpferische Schikanen gipfelte. Verständlicherweise besorgten sich die ländlichen Konservativen unter diesen Umständen vornehmlich jene Bücher, die sie in ihrer eigenen Überzeugung bestärkten. Die Gegenseite hielt es nicht anders.» – «Natürlich ist es so», räumte Dr. Rutz ein. «Aber wenn man auf das ganze Jahrhundert zurückblickt, dann kann man nicht übersehen, wie sich der Horizont

allmählich verengte. Anfangs baute die Lesegesellschaft ihre Bibliothek mit den Werken eines Johannes von Müller oder Lavater auf. Sie erwarb Ildelfons von Arx' dreibändige *Geschichten des Kantons St.Gallen* und Karl Wegelins *Geschichte der Landschaft Toggenburg*. Diese Bände sind übrigens noch vorhanden.»

«Du hast diese Bücher noch?», staunte ich. «Über den Wegelin und den von Arx müssen wir noch reden. Aber jetzt sollten wir etwas essen, sonst steigt uns der Wein in den Kopf. Wie wäre es mit einem Landjäger?» – «Jawohl, das habe ich gern», antwortete Bruno. «Ich auch», doppelte Dr. Rutz sogleich nach. Draussen vor der Haustür hörte man ein Geräusch. Jemand musste auf den eisernen Schuhkratzer getreten sein. Schon kam der Posthalter herein. Nörbi, der eben die zweite Flasche Bier mit Edwin ausgejast hatte, drehte seinen Kopf um und befahl mit tischrundenhafter Geselligkeit: «Sofort absitzen und einen Büter spielen!». Der Posthalter zierte sich spasseshalber: «Was soll denn das? Meinst du, ich hätte Zeit wie du, am hellichten Tag zu jassen». – «Zeit wie ich?», entrüstete sich Nörbi, «wenn man einmal ein paar Minuten unter die Leute geht, muss man sich von einem Beamten sagen lassen: Meinst du, ich hätte Zeit wie du! Sitz ab, das ist gescheiter, als dummes Zeug reden. Frau Widmer, bringt ihm ein Bier!» – «Da hörst du's», kicherte Edwin, «hier heisst es parieren». – «Also gut, einen Büter spiele ich, wenn es ganz schnell geht». – «So», stichelte Nörbi, «brauchst lange, bist Du weisst, was du willst. Natürlich machen wir rasch. Ich sollte auch schon längst daheim am Füttern sein.»

Meine Mutter fragte den Posthalter, was er trinken möchte. Er bestellte ein kleines Bier und einen Kiel. Während Nörbi die Karten austeilte, suchte der Posthalter das Gespräch mit unserem Tisch: «Dem alten Strassmann geht es gar nicht gut. Neben den Brüchen hat er noch eine Hirnerschütterung erlitten. Im Spital in Wattwil meinen sie, man müsse ihn ins Kantonsspital nach St.Gallen einweisen».

– «Eben hörten wir, was sich zugetragen hat», bemerkte Dr. Rutz. «Ja, in seinem Alter ist ein derartiger Unfall keine Leichtigkeit.» Nörbi fuhr dazwischen: «Hört man so etwas, dann denke ich manchmal, man würde besser alle Hochstamm bäume umlegen. Was hat man schon davon, wenn man wegen einigen Äpfeln oder Birnen das Leben riskiert? Gibt es viele Gelbmöstler, dann wollen die Obstwertungs genossenschaften ohnehin nichts für die Birnen bezahlen, und gibt es wenige, dann bekommt man auch nichts». «Du sagst es wieder einmal richtig», neckte ihn Edwin. «Und Du spiel, aus!», schnappte Nörbi zurück, der den Zeigefinger an der Lippe netzte, um die Karten besser auseinanderschieben zu können.

Unterdessen hatte jeder von uns seinen Landjäger auf einem hölzernen Servierbrettchen erhalten. Bruno kommentierte, als er die Trockenwurst in feine Tranchen schnitt: «So ein Landjäger mit einem Bürlü oder einer Schnitte Ruchbrot schmeckt mir zusammen mit einem Ostschweizer Landwein immer». – «Das habe ich», fiel Dr. Rutz sogleich ein, «auch gern. Aber was wolltest du noch zu von Arx und Wegelin sagen?» – «Ach ja», erklärte ich, «von Arx' dreibändige Kantongeschichte ist immer noch das Beste, was man über unseren Kanton lesen kann, auch übers Toggenburg. Kürzlich geriet mir ein Aufsatz in die Hände, wo stand, von Arx hätte die erste moderne Kantongeschichte verfasst. Auch hätten die grossen deutschen Historiker wie Ranke und Weitz die Leistungen dieses freimütigen Geistlichen hoch geachtet. St.Gallen, hätten sie gesagt, solle sich glücklich schätzen, einen Historiker von solchem Format zu haben. Von Arx kannte nicht nur eine immense Fülle von Dokumenten, er wusste sie auch zu deuten. Zudem war er, was seinerzeit keineswegs üblich war, empfänglich für die wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen in den st.gallischen Landen. Seine Darstellung atmet den Geist einer souveränen Persönlichkeit.»

«Gerade das», wandte Bruno ein, «vermisste ich bei Karl Wegelin. Nach langem Suchen konnte ich auf einer Auktion seine beiden Bände über das Toggenburg ersteigern. Ich glaubte, die umfangreichste Darstellung unserer Heimat zu erwerben. Das trifft aber nur seitenmässig zu. Wegelin kommt bei weitem nicht an von Arx heran. Nichts ist dokumentiert, ausser wenn Wegelin in einer Fussnote etwas an von Arx herumnörgeln kann. Gedanklich durchdringt er den Stoff nicht so tief wie sein uneingeständenes Vorbild.»

«In dieser Hinsicht», ergänzte ich, «ist leider Heinrich Edelmanns *Geschichte der Landschaft Toggenburg* auch schwer zu lesen. Das Buch ist gewiss verdienstvoll. Jede Seite verströmt den Schweiß harter Arbeit. Edelmann konnte keine Zeile schreiben, ohne sich nicht mit einer Anmerkung abzusichern. Sucht man etwas Bestimmtes, dann findet man bei ihm einen ersten Hinweis auf weiterführende Literatur. Aber lesen kann man sein Buch nicht. Substantiv reiht sich an Substantiv. Gelangt man endlich an ein Satzende, dann muss man wieder von vorn beginnen, um nach erfolgter Rekognoszierung in einem zweiten Anlauf zu versuchen, den Satz zu verstehen.»

«Genau so ist es», betonte Dr. Rutz mit Nachdruck, indem er seine rechte Hand zweimal auf den Tisch schnellen liess und dann wieder auf den linken Vorderarm legte. «Weisst Du, ein guter Historiker muss nicht nur über Fakten verfügen. Er sollte auch ein geistreicher Mensch sein, der Zusammenhänge erkennt und diese verständlich, wenn möglich gar ele-

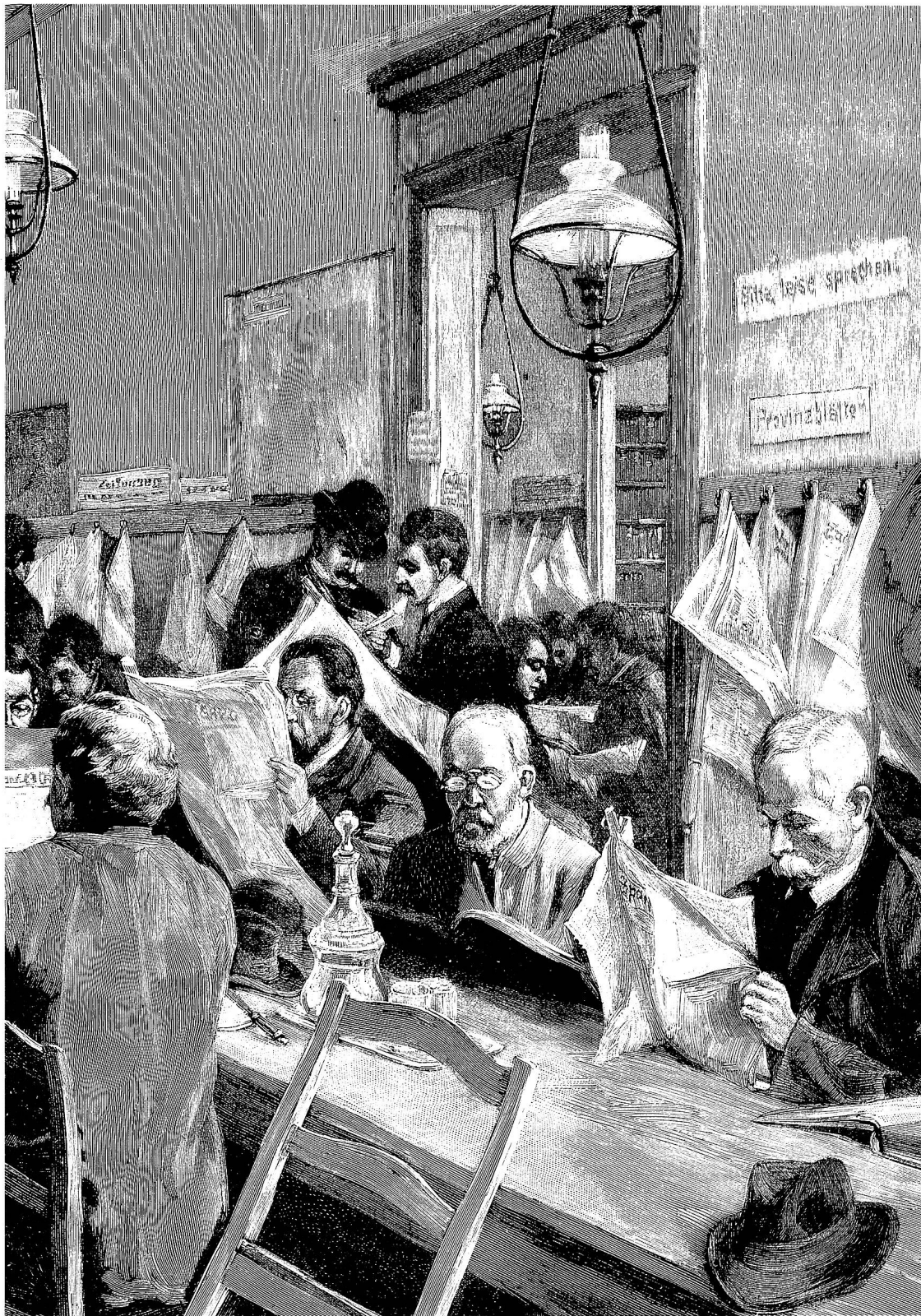
gant erzählen kann. Zum guten Geschichtsschreiber gehört der gute Erzähler. Was die Historiker betreiben, mag Wissenschaft sein, im Idealfall sollte es aber Kunst sein». Bruno, der sich eben eine Zigarre angezündet hatte, spöttelte: «Alois, was du da auftischst, ist doch eine Binsenwahrheit. Schliesslich zählten schon die alten Griechen die Geschichtsschreibung zu den Musen». – «Du hast recht, Bruno», fuhr ich dazwischen. «Eigentlich sollte das, was Alois sagte, eine Binsenwahrheit sein. Aber ob die Historiker dem zustimmen, wage ich zu bezweifeln. Ich vermute, eine Mehrheit würde dagegen Sturm laufen. Viele wollen nicht Geschichte erzählen. Sie fertigen lieber lange Statistiken an. Andere glauben, ein hölzerner Stil steigere die Exaktheit. – Nehmen wir noch einen halben Hallauer?» «Natürlich», ertönte es von beiden Seiten.

Am Nebentisch forderte Edwin zu einem neuen Büter auf. Der Posthalter winkte ab. Nörbi tat so, als ob er sich ebenfalls verzweifelt gegen ein neues Spiel wehren würde. Er erhob sich schon halbwegs vom Stuhl. Er müsse jetzt unbedingt nach Hause, zum Füttern und Melken. Was er, Edwin, denn glaube. Bauern könnten sich doch nicht wie Arbeiter und Angestellte den ganzen Samstag nachmittag in der Wirtschaft vergnügen. «So, setz' dich!», befahl Edwin scherzhaft. «Jetzt wird nochmals eine Runde ausgejast». – «Ach, wenn Du darauf bestehst», jammerte Nörbi theatralisch, «dann gehorcht man halt». Als gleich schlug seine Stimme in einen kräftigen Befehlston um: «Aber es muss schon ganz rasch geschehen». – «Gut, wir bleiben noch fünf Minuten zusammen», liess sich auch der Posthalter lachend vernehmen und zündete sich den Kiel erneut an. Nörbi neckte Edwin: «Biete mir doch wenigstens eine von deinen Zigaretten an, wenn du schon befiehlst, dass man hier bleiben muss.»

Während wir die Aufmerksamkeit wieder auf unseren eigenen Tisch lenkten, bemerkte Bruno: «Jemand fragte mich unlängst, welches Geschichtsbuch über das Toggenburg ich ihm empfehlen könne. Mir kam keines in den Sinn.» – «Es gibt auch keines», versetzte Dr. Rutz. «Wegelin und von Arx sind vergriffen, und ausser Edelmann wagte sich in unserem Jahrhundert niemand an diesen Stoff heran. Aber wir haben viele Einzelbeiträge. Blättere nur mal in Armin Müllers *Schrifttum der Landschaft Toggenburg* nach. Erstaunlicherweise lässt das historische Interesse für unsere Gegend selbst in jüngster Zeit nicht nach. In den *Toggenburger Annalen* und den *Blättern für Heimatkunde* erscheinen Jahr für Jahr mehrere historische und kunsthistorische Beiträge. Ausserdem erhielten zahlreiche Gemeinden, üblicherweise anlässlich von Tausend- oder 1200-Jahrfeiern, umfangreiche Gemeindegeschichten».

«Unter den neueren Publikationen zu unserer Regionalgeschichte ist Müllers Verzeichnis etwas vom Verdienstvollsten», fügte ich bei. «Meine Hinwendung zur Toggenburger Geschichte verdanke ich grossenteils ihm. 1971 glaube ich war's, da ich auf eine kleine Notiz in der Lokalzeitung stiess, welche die Neuerscheinung anzeigte. Ich bestellte das Heft. Als ich die Titel zu den unterschiedlichsten The-

men sah, packte mich die Neugierde. Ich reiste nach St.Gallen ins Stiftsarchiv, wo ich nach der Vergangenheit des Toggenburgs suchte. Dass ich diese gefunden hätte, wage ich nicht zu behaupten. Aber ich entdeckte die Lokalgeschichte. Zum ersten Mal wurde Geschichte für mich sozusagen mit Händen greifbar». – «Genau das ist das Schöne an der Lokalgeschichte», unterstützte mich Dr. Rutz.



*Was in der Grossstadt der Lesesaal, ist auf dem Lande die Dorfbeiz...*

«Man ist selbst betroffen, bei der «grossen» Geschichte dagegen nicht. Im örtlich Begrenzten fühlt man sich viel zuständiger, um ein Urteil abzugeben, weil man mit der ganzen Umgebung vertraut ist.»

«Mir geht es genau gleich», ergänzte Bruno. «In meiner spärlichen Freizeit lese ich vorwiegend Beiträge zur Toggenburger Geschichte. Aber bezeichnenderweise interessieren mich allgemeine Geschichte und deutsche Literatur in dem Mass mehr, in dem ich mich ins heimische Schrifttum einlese. Manchmal habe ich den Eindruck, es sei gar nicht so wichtig, worauf man seine geistigen Interessen richte. Wichtig ist viel mehr, dass man sich in ein Gebiet vertieft. Dann stellt sich der Gewinn selbst dort ein, wo man ihn nicht ins Auge fasste. Mit Ulrich Bräker beispielsweise konnte ich früher nicht viel anfangen. Er plapperte lapidares Zeug daher, schien mir. Man mache viel zu viel Aufhebens um ihn. Als ich mich jedoch mit den Zeitumständen und den Toggenburger Verhältnissen des 18. Jahrhunderts auseinandersetzen begann, änderte ich meine Ansicht. Näpis Ueli erschloss mir überdies mit seiner landschaftsverbundenen Sprache den Zugang zu Jeremias Gotthelf.»

«Auch mich langweilten», schloss sich Dr. Rutz an, «die pietistischen Ergüsse des *Armen Mannes*, von denen Bräker sich übrigens später selbst distanzierte. Aber als ich die Änneliszene in der *Lebensgeschichte* las, staunte ich. Eine Liebesgeschichte so unverfälscht schildern, das kann nicht jeder. Das ist grosse Literatur». – «Wahrscheinlich haben alle Leser», meinte ich, «am Anfang etwas Mühe mit Bräker. Etlliches ist naiv, gestellt. Aber die einfältigen Allüren verzerren nur einzelne Passagen. Bräkers fröhlich-schalkhaften Blick trüben sie im allgemeinen nicht. Seine Urteile sind häufig von einer eigenständigen Frische, die ihresgleichen sucht. Lies nur, was er zu Shakespeare zu sagen hat, oder blättere in seinen Reisebesprechungen. Keine intellektuelle Ängstlichkeit schleicht sich in seine Sprache ein. Nichts dämpft die Spontaneität des Bauernbuben aus dem Dreischlatt, der nur ein Jahr zur Schule ging und später unter schwierigen Umständen seine Gedanken niederschrieb».

«Jetzt muss ich gehen», sagte der Posthalter. Er stand auf, hängte sich seine lederne Brieftrågertasche über die Schulter, trank das Glas stehend leer und legte einen Zweifrånkler auf den Tisch. «Das eilt doch wieder» foppte ihn Edwin. Ohne zu antworten, streckte der Posthalter lachend, aber entschieden, die Hand zum Abschied aus. Nun schob auch Nörbi seinen Stuhl zurück, schaute auf die Wanduhr und haspelte: «Ach Gott, hätte schon lange gehen sollen». Dann rief er: «Bezahlen, Frau Widmer». Der Posthalter verabschiedete sich. Als Edwin und Nörbi bezahlt hatten, grüssten

sie und gingen, von meiner Mutter begleitet, ebenfalls hinaus. Sie tauschten noch ein paar Worte vor der Tür.

Plötzlich liess sich draussen eine laute Männerstimme mit Zürcherdialekt hören. Dann vernahm man auch eine Frau. Sie redete Ostschweizer Mundart, aber nicht den angestammten Dialekt des Altoggenburgs mit dem extrem breiten, offenen A. «Den Stimmen nach müssen das die Obermanns sein», stellte Dr. Rutz mit leicht fragendem Tonfall fest. «Eindeutig», entschied Bruno. Ich erhob mich ein wenig, um über die Geranien hinaus auf die Stiege zu sehen. Da öffnete sich schon die Stubentüre. Herr und Frau Obermann traten ein. Sofort kamen beide auf uns zu, Herr Obermann gemessenen Schrittes, Frau Obermann mit lebhafter Freundlichkeit. «Wir setzen uns gerade an euren Tisch, wenn wir dürfen», sagte Herr Obermann. «Natürlich, höchst willkommen», entgegnete Dr. Rutz. «Es ist schön, euch hier anzutreffen». – «Wir nehmen gerade noch einen halben Hallauer» ordnete Herr Obermann an, während er mit dem rechten Zeigfinger auf unsere Gläser deutete. «Ich hätte gern ein Passugger», ergänzte seine Frau.

Die Obermanns waren häufig über das Wochenende auf ihrem schönen Bauernhof im Gemeinmerk. Sie stammten aus diesem Weiler und pflegten ihre Herkunft mit Stolz. Unter der Woche wohnten sie in Zürich. Dort besaßen sie verschiedene Metzgereien und ausgedehnten Grundbesitz namentlich an der Augustinergasse, im Herzen der Stadt. Sie galten als sehr vermögend.

«Herr Dr. Rutz», erkundigte sich Frau Obermann, «wie geht es auch in der Monatsgesellschaft? Im Januar waren wir an der Versammlung im Hotel Bahnhof. Die Bütschwiler Jahreschronik wurde verlesen. Das gefällt uns gut. An die Januarsitzung kommen wir deshalb, wann immer wir können. Dass man jedes Jahr jemanden in der Gemeinde findet, der diese Bürde auf sich nimmt, ist erstaunlich. Aber die Leute haben auf dem Land noch mehr Gemeinschaftssinn als in der Stadt.»

«Oh, wisst ihr», erwiderte Dr. Rutz, «es gab auch Jahre, in denen sich niemand meldete, der die Chronik schreiben wollte. Dann verfasste ich sie notgedrungen selbst. Seit 1934 pflegt die Monatsgesellschaft diese Tradition ohne Unterbruch. Darin widerspiegelt sich unser Gemeindeleben auf eigenartige Weise, nicht in einer blanken Aufzeichnung, sondern gebrochen im Stil unserer Verfasser. Kürzlich blättere ich in den Chroniken der dreissiger Jahre. Man entdeckt erstaunliche Sachen. Mehrere Autoren warnen vor der nationalsozialistischen Bewegung. Andere beachten die heraufziehende Gefahr kaum. Unsere Chronisten stammen nämlich aus verschiedenen Berufszweigen. Die Lehrer sind



am stärksten vertreten, aber ab und zu übernahm auch ein Bankverwalter, ein Käser, ein Landwirt oder eine Hausfrau diese Aufgabe. Die amüsantesten Chroniken schrieb indes ohne Zweifel unser Schmied. Arnold Hasler reimte sich das Jahresgeschehen buchstäblich zusammen. Er war der Dorfpoet. Zu einer Hochzeit oder einem anderen feierlichen, geselligen Anlass bestellte man bei ihm ein Gedicht». – «Ja, so war es», bestätigte meine Mutter, die sich zu Frau Obermann hingesezt hatte. «Wenn hier früher eine Gesellschaft eine Hochzeit oder eine *Aufrichte* feierte, trugen Kinder Gedichte vor, die meistens Schmied Hasler eigens für diesen Anlass verfasst hatte». – «Erinnern Sie sich noch», fragte Frau Obermann begeistert, «ans Waldfest, damals als Tom kam? Wie erheiterten ihn doch die Gedichte und Reigen der Kinder! In seinen Bundesratsjahren sah man ihn selten so gelöst. Das war ein schöner Empfang. Seine ganze Heimatgemeinde feierte im Tierhagwald mit. Und das Wetter war auch so prächtig.»

Frau Obermann sprach mit sichtlichem Behagen von Thomas Holenstein, der von 1955 bis 1959 Bundesrat gewesen war. Die Obermanns waren grossmütterlicherseits mit den Holensteinen verwandt und hatten diesen Kontakt stets gepflegt. Dr. Rutz, der im Jahr 1955 Gemeindeammann von Bütschwil gewesen war – das Amt hatte er von 1933 bis 1968 inne – mochte sich gut an das Waldfest und die offiziellen Reden erinnern. Er selbst hatte die Begrüssungsansprache gehalten. «Ich erinnere mich, als ob wir gestern den Bundesrat empfangen hätten. Am Abend, bevor er sich verabschiedete, versicherte Bundesrat Holenstein, so schöne Stunden hätte er schon lange nicht mehr verbracht. Im Dezember 1957, nach seiner Wahl zum Bundespräsidenten, durfte ihn seine Heimatgemeinde nochmals empfangen. Doch er war nicht mehr derselbe. Er kam nicht mehr aus sich heraus. Die schwere Bürde des Amtes bedrückte ihn, sie hatte sein Gemüt verändert». – «Ach», seufzte Frau Obermann, «er hatte auch viel durchzumachen. Man spürte es, wenn wir ihn in Bern besuchten. Doch er hätte nie ein Sterbenswörtchen verlauten lassen. Sein Motto war immer: Ich habe mich für etwas entschieden. Also muss ich die Folgen davon tragen.»

«In den letzten *Toggenburger Annalen*, fügte ich hinzu, «hat es einen bemerkenswerten Beitrag über Bundesrat Holenstein von Rolf App, einem Studenten an der Universität Zürich. Ich kenne App gut und weiss, dass er viel Zeit und Umsicht für seine Nachforschungen aufwandte. Er gelangte zu folgendem Schluss: Thomas Holenstein sei anfangs behutsam in den Bahnen seines überragenden Vaters, Thomas Holenstein senior, nachgerutscht, zuerst ins St.Galler Kantonsparlament, dann in den Nationalrat. In der Grossen Kammer

habe er mit seinem juristischen Sachverstand brilliert. Er galt als Starparlamentarier. Politisch heiss umstrittene Fragen habe er jedoch gemieden, so dass er an den Gegnern kaum je aneckte. Als im Spätherbst 1954 die Ersatzwahlen in den Bundesrat bevorstanden, drängten die Freisinnigen ihren eigenen Mann in der Exekutive, Karl Kobelt, zum Rücktritt, damit ein anderer St.Galler nachrücken könne. Anscheinend hätten alle an Holenstein als den gegebenen Nachfolger gedacht. Einstimmig ernannten dann die Konservativen Holenstein zu ihrem Kandidaten. Die Zeitungen, mochten sie schwarz, rot oder gelb gefärbt sein, spendeten Vorschusslorbeeren. Entsprechend glanzvoll war seine Wahl ins höchste Landeskollégium.

Wenn ich mich recht entsinne», meinte Dr. Rutz, «warst du als Knabe öfters im Haus von Thomas Holenstein senior in der Stadt draussen, in St.Gallen. War nicht der alte Holenstein, die viel kräftigere Persönlichkeit? Er, ein Politiker von Format, hätte das Zeug zu einem Bundesrat gehabt. Reden konnte er wie kein Zweiter. Ausserdem verfasste er eine Geschichte der konservativen Volkspartei des Kantons St.Gallens. Angeblich soll es die erste moderne Parteigeschichte der Schweiz sein.» – «Er hat doch auch eine Kriminalgeschichte geschrieben, die sich um einen historisch erwiesenen Mord in der Mühle von Dietfurt drehte», flocht Bruno ein. «Ja», bestätigte Dr. Rutz. «Die Geschichte erschien vor ungefähr 50 Jahren in Fortsetzungen in der Lokalzeitung. Thomas Holenstein senior wuchs eben in Dietfurt bei einer Tante auf. Geboren aber wurde er hier in Grämigen, dort drüben, wo jetzt das gelbe Bauernhaus steht. Seine Geburtsstätte brannte zusammen mit dem alten «Anker» 1886 ab.»

Diese Erklärungen gefielen Frau Obermann. Sie meinte, es tue wohl, mit jemand über diese vertrauten Dinge sprechen zu können. «Für uns ist das jedesmal wie Erholung. Wir spüren dann, wie wir hier verwurzelt sind, wie wir im Toggenburg zuhause sind. Jedes Wochenende freuen wir uns darauf, ins Gemeinmerk zu kommen. Auch halten wir uns häufig unter der Woche hier auf. Unseren Kindern und Enkeln möchten wir das Heimatgefühl, das uns beiden so viel bedeutet, weitergeben. Aber es ist schwierig. Ausser einem Sohn verbringen alle ein freies Wochenende lieber in unserem Chalet in Klosters als auf dem angestammten Bauernhof.

Mein Mann kam als Kind regelmässig zu seiner Tante, die den Hof bewirtschaftete, in die Ferien. Jetzt haben wir, wie ihr wisst, das Heimwesen verpachtet und für uns nur eine Nebenwohnung als Absteige behalten. Dadurch verlieren unsere Kinder den direkten Kontakt zur Landwirtschaft. Wir kommen und gehen, wie es uns gefällt. Rücksicht auf den bäuerlichen Tagesablauf brauchen wir

nicht zu nehmen. Vielleicht liegt es an dieser quasi-städtischen Verfügbarkeit über unsere Landwohnung, dass unseren Nachkommen das Gemeinmerk nicht mehr so viel bedeutet, wie uns selbst». – «So erstaunlich», wandte Bruno ein, «ist es nicht, wenn die dritte und vierte Generation die Beziehungen zur Heimatgemeinde verlieren. Sie, Herr Obermann, sind ja in Zürich geboren und gewiss seit ihrer Geburt Doppelbürger». «Oh, nein», wehrte Herr Obermann ab. «Man hat uns das Zürcher Bürgerrecht mehrmals angeboten. Aber schon mein Vater verzichtete. Ich erinnere mich noch gut, wie er sagte: *Wir sind Bütschwiler Bürger und bleiben es*. So bin ich zwar Zürcher Zunftmeister, aber das Bürgerrecht erwarb niemand in unserer Familie.» – «Das ist sonderbar», entfiel es mir. «Ich kenne sonst niemand, der in der zweiten Generation auf das Zürcher Bürgerrecht verzichtet hätte, geschweige denn in der dritten oder vierten. Aus meiner Nachbarschaft hingegen könnte ich einige aufzählen, die ihren heimischen Dialekt abzustreifen begannen, noch bevor sie im Zürcher Hauptbahnhof dem Zug entstiegen waren.»

«Sehen Sie», erklärte Obermann, «wir entschieden uns eben unmissverständlich dafür, an unserer Herkunft festzuhalten. Unser eigentlicher Wohnsitz ist ja auch in der Gemeinde Bütschwil.» – «Aber am Auto habt ihr», wandte Bruno ein, «ein Zürcher Num-

mernschild». – «Das schon. Doch wir sind immer häufiger hier. Nach Zürich begeben wir uns nur noch, wenn wir müssen.» – «Bezahlt ihr in Bütschwil oder in Zürich Steuern?», fragte ich. «Wir bezahlen in Bütschwil mit der Liegenschaftsteuer mehr Steuern als mancher Gemeindegewohner.» – «Aber, Albert, die Einkommens- und Vermögenssteuer», wollte Dr. Rutz wissen, «die bezahlst Du in Zürich, oder?» – «Bis jetzt schon», antwortete Obermann, «aber ich bin am Prüfen, welche Auswirkungen es hätte, wenn ich den politischen und steuerlichen Wohnsitz hierher verlegte. Solche Entscheidung muss man sich gründlich überlegen.»

«Trinken wir noch einen Halben Hallauer», schlug Dr. Rutz halb fragend vor. «Nein, danke», winkte Obermann ab. «Wir wollen aufbrechen, bevor die Sonne untergeht.» – «Es ist», ergänzte Frau Obermann, «immer besonders schön, von Grämigen ins Gemeinmerk hinunter zu spazieren, wenn die letzten Sonnenstrahlen auf den Äbel fallen und über dem Flusslauf der Thur ein leichter Dunst aufsteigt.» Wir besprachen noch kurz einige Vorkommnisse in der Gemeinde. Dann verabschiedeten sich Herr und Frau Obermann. Meine Mutter begleitete sie vor die Haustür und plauderte, wie sie es mit Frau Obermann gern tat, noch eine Weile über dieses und jenes. Dann gingen die Obermanns die Strasse hinunter und verschwanden beim nahen Rank.



Grämigen um 1905